

ANDREAS VARNAI

# VENISTI, VIDISTI, AVDISTI

GEKOMMEN BIST DU, GESEHEN HAST DU, GEHÖRT HAST DU

MEINE RUMÄNISCHEN JAHRE

**Fortsetzung**

**XVI**

## **Architekturstudent weder in Zürich, noch in Budapest, sondern in Bukarest**

Von Großwardein fuhren wir zu dritt mit der Bahn nach Gyergyószentmiklós – rumänisch Gheorgheni – von dort aus hätten wir mit dem Bus weiterfahren sollen. Es war eine lange, mühsame Reise, der Krieg lag noch nicht lange zurück, die Züge fuhren sehr langsam, sie waren überfüllt, unpünktlich, fielen manchmal sogar ganz aus. In Războieni mussten wir umsteigen und auf den nächsten Zug warten. Der Bahnhof war voll, überall lagen Menschen auf dem Boden - Männer, Frauen, Kinder, ausgehungerte, müde, verdreckte Gestalten. Im Osten Rumäniens, in Moldova herrschte Dürre, die Leute hungerten, sie hatten nichts zu essen. Sie kamen scharenweise nach Siebenbürgen herüber, wo die Verhältnisse zurzeit besser waren, in der Hoffnung irgendwo ein Stück Brot aufzutreiben. Războieni war zwar nur ein größeres Dorf, besaß aber einen großen Umsteigebahnhof, die Leute aus Moldova landeten in ihrer Verzweiflung hier und warteten auf die nächste Fahrgelegenheit, weiter Richtung Westen. Irgendwann traf unser Zug ein und wir ließen endlich den schaurigen Anblick der hungernden Menschen hinter uns. In Gheorgheni kamen wir selbstverständlich mit Verspätung an, der letzte Bus war schon abgefahren und der nächste fuhr erst am kommenden Morgen. Wir wussten nicht wohin, Rumänien war damals nicht sehr reichlich mit Hotels versorgt, in solchen Kleinstädten war die Übernachtung ein fast unlösbares Problem. Während wir in der Bushaltestelle standen und uns die Köpfe über unsere Zukunft zerbrachen, wandte sich ein kleiner Mann an uns und fragte, ob wir auch zum Gyilkostó wollten? Wenn ja, hat es keinen Sinn hier länger zu warten, einen Platz zum Schlafen werden wir sowieso nicht finden, wir sollten ihm folgen, er geht zu Fuß, er kennt sich aus, wohnt mit seiner Familie da oben, heißt Peter und ist Ober im größten Restaurant am Platz. Es ist gar nicht so weit. Es war tatsächlich nicht sehr weit, wenn man siebzehn oder achtzehn ist, wie wir es waren. Wie es sich herausstellte, hatten wir 29 Kilometer zu marschieren und einen Höhenunterschied von etwa 400 Metern zu überwinden. Unterwegs schleppten wir abwechselnd Martas Rucksack, sie schaffte es nicht mehr. Irgendwann, gegen Abend, nach einem fünf bis sechsstündigen Fußmarsch, sind wir angekommen.

Der Gyilkostó ist ein kalter Bergsee, eingebettet in einer mit Kieferwäldern bewachsenen Senke der Karpaten, entstanden im neunzehnten Jahrhundert durch einen gewaltigen Erdbeben. Die mitgerissenen Kieferstämme sind noch sichtbar unter der Wasserfläche und schenken dem dunkelgrün schimmernden Wasser einen geheimnisvollen, düsteren Anblick. Unweit vom See, wenn man entlang der Straße noch etwa drei Kilometer weiterläuft, fängt der Békás Pass an, mit das schönste Naturschauspiel Rumäniens. Der Békás, ein wilder Bergbach, der dem See entspringt, bricht die Kette der Karpaten an dieser Stelle durch, und schlängelt sich kilometerweit zwischen den weißen Kalksteinfelsen bis nach Moldava hinunter. Die Landschaft ist dramatisch, erhaben, der Bach fließt im Schatten der steilen, in den Himmel ragenden Wände der Felsen, nur an einigen Stellen von scharfen hellen Lichtflecken unterbrochen, wo die klaren, blendenden Strahlen der Sonne die vibrierende Luft zum leichtfüßigen Tanz verführen, wenn sie durch die spärlichen Lücken, die sie in der Felswand finden, durchstrahlen. An diesen Stellen spielt der Schaum des brodelnden Baches in allen Farben des Regenbogens, an den Felsen tänzeln im frischen Wind die bunten, wie mit feinem Pinselstrich gezeichneten, anmutigen Blumen der Bergwelt.

Zwischen dem See und dem Pass befindet sich der eigentliche Kurort, bestehend aus ein bis zwei Dutzend Holzhäusern, mal kleiner, mal größer, alle als Hotels oder Pensionen benutzt. Es roch da oben eigenartig schön, nach Kiefernwald, feuchter Erde, Moos, Pilzen - diese Gerüche erinnerten mich an die Fahrten mit der Schmalspurbahn in die Berge meiner Kindheit. Peter lud uns für den ersten Abend zu sich ein, bis wir eine richtige Unterkunft fanden. Die Familie, bestehend aus ihm, seiner Frau und den beiden Kindern, wohnte in einem einzigen Raum, der allen möglichen Zwecken diene – Kochen, Schlafen, Essen, Spielen. Das kleinere Kind, ungefähr drei Jahre alt, schleppte seiner Mutter einen Hocker zu, sie setzte sich darauf, um es zu stillen. Für uns war das neu, ich dachte, Kinder, die selbst laufen und sprechen konnten, werden nicht mehr gestillt. Da kannte ich das „Székelyföld“ - Szeklerland – noch nicht.

Wir haben zwei wunderschöne Wochen verbracht mit Schwimmen im See, Spazieren, Ausflügen im Pass, aber hauptsächlich mit end- und sinnlosen Diskussionen. Weil nicht nur der Körper, auch die Seele braucht Erholung.

Als unsere Ferien zu Ende waren, ging jeder seinen eigenen Weg. Marta reiste zurück nach Großwardein; seitdem habe ich sie nur noch ein einziges Mal, im Jahre 1971, in Frankfurt gesehen. Schatteles fuhr nach Temesvar und ich wurde abgeholt. In diesen wirren Nachkriegsjahren stieg mein Vater in ein gemeinsames Geschäft mit Gerdas Vater ein und legten sich dabei ein Auto zu – einen großen, schwarzen Amerikaner, Marke De Soto. Da aber keiner fahren konnte, gehörte zum Wagen auch ein Fahrer, Herr Katona, ein Österreicher, der trotz seines wohlklingenden ungarischen Namens, außer Deutsch keine andere Sprache beherrschte. Mit diesem Auto holte mich meine Mutter, mit Gerda und ihrem Vater ab, und wir fuhren noch einige Tage durch Siebenbürgen, bevor wir nach Temesvar heimkehrten.

Nachdem mein Züricher Traum ausgeträumt war, habe ich mich damit abgefunden, in Budapest zu studieren. Diese Lösung lag auf der Hand, einerseits war ich noch immer ungarischer Staatsbürger, andererseits war bei Marinka, obwohl Éva, Ferkó und Pisti bei ihr wohnten, noch

ein Zimmer für mich frei. Diese Variante war sehr verlockend, einerseits konnte ich meinen höchst ersehnten Beruf in einer Großstadt zu studieren, und dabei doch in der Familie bleiben. Je mehr ich bei Gyuri Bleyer über Architektur erfuhr, umso faszinierender wurde sie für mich. In Ungarn, wie in Rumänien auch, war der Zugang zu einer Hochschule nur über einer Aufnahmeprüfung möglich. Wie ich erfuhr, bestand die Prüfung in Budapest aus einer Mathematikaufgabe und einer Bleistiftzeichnung, mit Darstellung von verschiedenen, aufeinandergewürfelten geometrischen Körpern. In Gyuris Büro arbeiteten zwei Bauingenieurstudenten der Technischen Hochschule in Temesvar, mit einer gewissen Begabung zur Architektur, und ich übte mit ihnen für die Aufnahmeprüfung. Wäre alles so gekommen wie geplant, hätte mein Leben bestimmt einen anderen Lauf genommen. Ferkó und Pisti haben schon 1949 Ungarn in Richtung Italien verlassen und nicht viel später in Kanada gelandet. Wie ich Marinkas Perseverenz und Durchsetzungsvermögen kannte, hätte sie mich bestimmt mit auf den Weg gesetzt.

Es ist aber anders geworden. Es fing schon damit an, dass kurz vor meinem Abitur, mein Vater, und ich mit ihm, nach einer Wartezeit von fünfundzwanzig Jahren, und mehrfachen vergeblichen Gesuchen, die rumänische Staatsbürgerschaft erhielt. Jetzt war ich plötzlich kein Ungar mehr, und als Rumäne hatte ich in Budapest nichts zu suchen. So ganz schlimm war das aber nicht, es gab noch keinen offiziellen Grenzverkehr, die Grenzen waren durchlässig, jeder der wollte, konnte über die grüne Grenze nach Ungarn spazieren. Mein Zimmer stand für mich noch immer bereit und so übte ich emsig das Bleistiftzeichnen von übereinandergewürfelten geometrischen Figuren weiter. Dieser Traum erfüllte sich aber auch nicht.

In Rumänien herrschte Inflation, zwar nicht so schlimm wie in Ungarn, wo man mit Billionen rechnete, aber eine Briefmarke kostete immerhin schon zehntausend Lei. Daher beschloss die Regierung das Geld umzutauschen, und keiner erhielt nach dem Umtausch einen größeren Betrag als umgerechnet etwa zehn Euro. Gleichzeitig wurden alle Grenzen geschlossen, beim illegalen Grenzübertritt wurde scharf geschossen. Da wurde mir klar, Budapest kommt für mich nicht infrage. Jetzt musste ich mich umstellen, und mich für die Aufnahmeprüfung in Bukarest vorbereiten. Architektur war damals ein sehr elitärer Beruf - in ganz Rumänien, mit seinen annähernd zwanzig Millionen Einwohnern, gab es eine einzige Architekturschule in Bukarest. Der Titel Architekt war nicht nur eine Berufsbezeichnung, sondern auch ein akademischer Grad und war streng geschützt, ohne Universitätsdiplom durfte man sie nicht führen. Die Gesamtzahl der rumänischen Architekten lag etwa bei zwölfhundert. Dementsprechend war die Aufnahme schwer, es gab zwei Prüfungen in Zeichnen und vier Schriftliche in Mathematik. Hier wurde weder mit dem Bleistift noch nach geometrischen Figuren gezeichnet, hier musste man mit Tusche und Kohle arbeiten, es waren künstlerische Fähigkeiten verlangt. Ich hatte nur noch einen Monat Zeit mich vorzubereiten und das war knapp. Zum Glück lag das Abitur nicht sehr lange zurück, den Stoff für Mathematik hatte ich noch im Kopf. In der verbleibenden Zeit habe ich Zeichnen geübt, so viel wie damals, habe ich noch nie gezeichnet.

An einem schönen Sommertag im August, als das Geld überraschend umgetauscht wurde und das Gesamtvermögen der Familie Várnai gerade für Brot, Eier, Butter und Milch reichte, erschien Marinka mit Éva und Ferkó zu Besuch aus Budapest. Pisti konnte nicht kommen, er war zufällig krank. Sie blieben eine Woche – es war eine Art Abschied, als ob wir gespürt hätten, dass wir uns sehr lange Zeit nicht mehr sehen werden.

Meine Eltern haben es inzwischen erkannt, dass sich diese paradiesischen Zustände nicht mehr lange halten würden, es war höchste Zeit sich über eine sichere Zukunft Gedanken zu machen. Die Kommunisten eroberten Schritt für Schritt das politische und gesellschaftliche Leben, die totale Machtübernahme war nur noch eine Frage der Zeit. In der Regierung saßen noch Mitglieder anderer Parteien, viel zu sagen hatten sie nicht mehr. Rumänien eilte mit raschen Schritten dem Kommunismus entgegen, war aber erstaunlicherweise noch immer ein Königreich.

Die jüdische Gemeinde beherbergte eine größere Gruppe von jüdischen Flüchtlingen aus der Bukowina und Bessarabien, Gebiete, die 1939 an die Sowjetunion abgetreten wurden und jetzt, nach Ende des Krieges und der rumänischen Besatzung - nach anderer Lesart Befreiung - unter dem Namen Moldawische Sowjetrepublik erneut zur Sowjetunion gehörten. Beim Ausbruch des Krieges in 1941, bevor die Rumänen kamen, zogen sich viele von ihnen mit der Roten Armee zurück und entkamen den Deportationen nach Transnistrien. Sie lebten bis Kriegsende unter sowjetischer Herrschaft und hatten damit ihre einschlägigen Erfahrungen gemacht. Einer von ihnen, den ich in der Synagoge kennenlernte, sagte mir: „Wir bleiben hier nicht in aller Ewigkeit. Wir bleiben nur so lange, bis sie die Lautsprecher installiert haben. Dann ziehen wir weiter.“ Damals verstand ich den Sinn seiner Worte nicht. Ich wusste noch nicht, was Lautsprecher sind, später hatte ich reichlich Gelegenheit das nachzuholen. Sie waren auf Straßenlaternenmasten befestigt, spielten den ganzen Tag Arbeiterlieder und Märsche und verbreiteten Propagandatexte und Verordnungen der Obrigkeit. Der Junge hatte recht: Die Lautsprecher wurden zum unverkennbaren Bestandteil des sozialistischen Alltags.

Übrigens, von diesem Jungen hörte ich zum ersten Mal einen sowjetischen Witz: „Zwei Juden unterhalten sich in Moskau, der eine ist nicht besonders linientreu, hat den Kommunismus satt, will auswandern. Der andere, Parteimitglied, will ihn davon abhalten.

Schau - sagt der Kommunist – wozu auswandern? Uns geht es zwar noch nicht so gut, aber nach dem ersten Fünfjahresplan erhält jeder Sowjetbürger ein Fahrrad.

Was soll ich mit einem Fahrrad? Nein, ich bleibe bei meinem Entschluss, ich wandere aus.

Ja, aber dann kommt der zweite Fünfjahresplan und jeder Sowjetbürger erhält ein Auto!

Was soll ich mit einem Auto? Nein, ich gehe lieber.

Warte, dann kommt der dritte Fünfjahresplan und jeder Sowjetbürger erhält ein Flugzeug.

Jetzt scheint unser Freund seine Sicherheit zu verlieren, und fragt bescheiden: Flugzeug sagtest du? Und was soll ich mit dem Flugzeug?

Dumme Frage! Wenn du erfährst, dass man in Smolensk Streichhölzer verteilt, setzt du dich in dein Flugzeug und holst dir welche.“

So lautete der Witz, ich habe darüber gut gelacht und meinte, ich hätte ihn verstanden. Tat aber nicht, das merkte ich aber erst Jahre später.

Vater hat sich entschlossen auszuwandern. Oder tat wenigstens so, weil im Grunde seines Herzens wollte er gar nicht. Erstens hatte er Angst, er war fünfzig und damit nicht mehr der

Jüngste, zweitens konnte er keine Fremdsprachen, sprachlich war er ausgesprochen unbegabt. Es ist ihm nicht einmal gelungen, anständig rumänisch zu lernen. Außerdem verdiente er gut, überschätzte seine eigene Situation und unterschätzte die Kommunisten. Er glaubte immer noch daran, dass die Rumänen den Kommunismus genauso korrumpieren werden, wie sie es mit allem taten. Zu dieser Zeit leitete er ein Geschäft, in welchem die kommunistische Partei, um die Parteikasse aufzubessern, mitbeteiligt war. Er maß dieser geschäftlichen Beziehung eine allzu große Bedeutung bei, dachte, er hätte sich damit einen Freibrief für die Zukunft erkaufte. Das war Selbstbetrug, den er gerne in Kauf nahm, um nicht alles wegwerfen und neu anfangen zu müssen. Mutter lag ihm im Ohr, sie ahnte schon was kommen würde, sie wollte weg. Auf der anderen Seite stand ich, der Kommunist, der noch immer von einer rosigen Zukunft im sozialistischen Vaterland träumte, und schwur das Land, das darauf wartete von mir aufgebaut zu werden, nicht zu verlassen. Vater wäre nie in ein riskantes Abenteuer, wie die Flucht über die Grenze, eingegangen; wenn schon auswandern, dann nur auf legalem Weg. Das Wort legal hatte in Rumänien eine andere, eine eigene Bedeutung. Legal war, Papiere zu besitzen, nicht sie auf legalem Weg zu erwerben. Er wollte die Ausreisepapiere kaufen, und ist in die Hände von Betrügern geraten, die ihn lange Zeit mit leeren Versprechungen hinhielten und bei jeder neuen Versprechung erneut kassierten. Die Frage wohin stellte sich für uns nicht, selbstverständlich nach Australien, Ági war schon dort.

Ich hatte ein großes Maul, spie Feuer und spukte große Töne, wäre es aber dazu gekommen, wäre ich mitgegangen. Ich hätte meine Eltern nicht verlassen, ein klein bisschen Abenteuerlust war auch mit im Spiel und, ohne es selbst zu wissen, fing meine kommunistische Treue auch an zu bröckeln, sie war nicht mehr so unerschütterlich wie früher.

Wir fuhren nach Bukarest und ich stellte mich der Aufnahmeprüfung. Es meldeten sich über vierhundert Bewerber für fünfundvierzig Plätze. Meine Aussichten waren nicht sehr vielversprechend, und als ich die Hochschule für Architektur zum ersten Mal zu Sicht bekam, tröstete ich mich damit, wenn ich durchfalle, müsste ich wenigstens nicht jeden Tag dieses hässliche Gebäude besuchen. Das Gebäude war eigentlich gar nicht so hässlich, man konnte sich mit der Zeit daran gewöhnen, es war in einem romantisierenden, historisierenden rumänischen Nationalstil gebaut, was für meine, am Bauhaus geschulten Augen, reine Provokation war. Meine Augen hatten Pech, ich habe die Prüfung, im ersten Anlauf, bestanden. Die meisten meiner Mitbewerber, die ich vor und während der Prüfung kennenlernte, kannten sich bestens aus, waren regelrechte Insider. Kein Wunder, sie waren schon bei ihrem dritten oder vierten Versuch. Die Prüfung war hart, war eklig. Wir saßen in großen Sälen, zusammengedrängt, in vollkommener Anonymität und stickiger Luft und zeichneten, malten, schrieben Stunde für Stunde, Tag für Tag. Zum Schluss, an einem späten Abend, zehn Tage nach der letzten Probe, hingen blass getippte lange Listen in einem kleinen Glaskasten am Ende eines Flures, wo es sogar am helllichten Tag Dämmerung herrschte, mit den Namen der fünfundvierzig Glücklichen, die es geschafft haben. Im riesigen Gedränge, am Lichte eines abgebrannten Streichholzes, erblickte ich, zu meinem größten Erstaunen, meinen Namen an der fünfundvierzigsten Stelle. Ich war drin! Ich dachte, damit wäre alles beendet, wir könnten anfangen. Damals kannte ich das System noch nicht. Einige Tage später erschien die erste Ergänzungsliste. An der zweiundfünfzigsten Stelle landete ein

Protegé irgendeines hohen Tieres, somit wurde die Liste um sieben Plätze erweitert. Damit wurden auch sechs Unbeteiligte mit aufgenommen. Diese Prozedur wiederholte sich noch einmal, und dann waren wir komplett. Dachte ich. Da kam nämlich noch eine Zusatzliste dazu, für Arbeiter und Bauernsöhne, die Pfeiler und Hoffnungen des neuen Regimes, die nur den einen kleinen Schönheitsfehler hatten, dass sie zwar Söhne von irgendjemandem waren, aber keineswegs von Arbeitern oder Bauern. Beziehungen soll man haben. Damit war die Liste endgültig abgeschlossen, das Studium konnte beginnen. Mit den Durchgefallenen aus älteren Jahrgängen waren wir achtzig an der Zahl.